

Beilage - Preis
Die Halle und Westphalen 25 Pf.
Inhalt des Heftes 25 Pf. für das
Semester. Die halbjährliche
Erlaubnis monatlich 2 Pf.

Halleische Zeitung.

Anzeige - Gebühren
Die die halbjährliche Halle-Zeitung
bestellen wollen, sind zu fordern
in Preussische Mark 25 Pf. für das
Semester. Die halbjährliche
Erlaubnis monatlich 2 Pf.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle
Halle, SchulstraÙe 37.

Halle a. S., Sonnabend 10. Juli 1897.

Deutscher Postamt
Beilage 37, Postamtstraße 3

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser hat, wie aus Sinaa gemeldet wird, gestern früh 9 Uhr am Bord der „Sachsenpolen“ die Reise von Stolberg nach Christiania angetreten. In Nord ist Alles wohl. Das Wetter ist trübe, aber viel ruhiger.

\* Dem „N. N.“ wird aus Kassel gemeldet, daß die Kaiserin mit ihren Kindern zwischen dem 15. und 18. August in Wilhelmshöhe eintreffen wird.

\* Prinzessin Heinrich von Preußen hat am Donnerstag England verlassen und ist gestern Abend kurz nach sieben Uhr in Kiel eingetroffen, von wo demnächst die Weiterfahrt nach demmalen erfolgt. Dort findet die Prinzessin am nächsten Sonntag ihre Gewöhnung in der See der Familie.

\* Zum Besuch des Reichstages sind die Kaiserin und Friedrich III. gestern die „Münch. N. N.“ noch mit, daß er bei jeder Gelegenheit auch Gräße des Kaisers an den Fürsten Bismarck übermitteln habe.

\* Der Großherzog von Baden-Weimar ist gestern Vormittag von Scherwin abgereist und hat sich zum Besuche des Königs von Sachsen nach Weimar begeben. Von Weimar wird der Großherzog nach Weimar zurückkehren.

\* Dem Vernehmen nach ist gestern Nachmittag den Parteien in der Reichstags-Versammlung die Grasen Ernst zu Sayn-Wittgenstein lautende Urtitel vorgelesen worden.

\* Die Verurteilung des Unterstaatssekretärs im Reichspostamt Dr. Fischer, worüber die verschiednenartigen Meldungen umfassen, wird von der polizeihofen „D. Volksw.“ in folgender Form mitgeteilt: Dr. Fischer ist erkannt und hat zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen längeren Urlaub angebeten.

\* Der Oberhofmarschall Graf zu Castellberg aus Estegenie zu Udehofen und hat sich zum Ausbruch nach Hamburg v. d. S. begeben.

\* Bei seiner jüngsten Anwesenheit in Schlesien nahm, wie bereits mitgeteilt, Minister Dr. Hoffe auch an der Einweihung des Lehrstuhls in S. Preußen an. Bei dieser Gelegenheit hielt der Minister eine Rede, von der jetzt etwas ausführlicher Folgendes bekannt wird. Herr Dr. Hoffe führte in Erinnerung an das Lehrerbefehlungsgeleit aus: „Ich übertrage das Amt, das ich jetzt übernehme, auf die Grundlage, die ich auf dem Boden meiner Väter erbte. Ich habe große Pflichten, die ich mit Eifer und Hingabe erfüllen werde. Ich habe die Ehre, die ich mir durch meine Arbeit erworben habe, zu verewigen. Ich habe die Ehre, die ich mir durch meine Arbeit erworben habe, zu verewigen.“

mit gesagt: „Du hast an die Volksschulverwaltung eine große Verantwortung übertragen.“ Und noch wichtiger der Minister die Volksschullehrer, denen er seine erste Bildung in Lueddingburg, wo er drei Klassen einer Klassen-Volksschule durchgemacht hat, verdankt. Er erwähnt die Mühseligkeit und Pflichterfüllung seiner Lehrer, die unter dem schmerzlichen Verhältnissen des Reiches geleistet hätten. Der Herr Dr. Hoffe hat ihm nichts niemals verfallen. Daraus ist die Wurzel zu suchen für sein Verhalten, der preussischen Volksschulverwaltung den Dank, den wir ihr schulden, abzutragen. Dann hat der Minister weiter fort: „Wir müssen die Dinge abstellen, die das Leben in der Ausbildung eines Kindes hindern. Nummer und Stand wird es noch geben. Sie kommen nicht ausschließlich aus dem Mangel; aber wenn die Sorge dazu kommt, dann wird das Geld doppelt unerschöpflich, und was aus der Amtspflichtigkeit herkommen soll, weiß ich nicht.“

\* Herr v. Miquel und Karl Marx. Wie der sozialdemokratische Parteipapier Singer vorgestern in einer öffentlichen Versammlung erklärt hat, sollen vier Briefe, die der Minister v. Miquel in seinen Jugendjahren an Karl Marx schrieb und die sich in Singers Händen befinden, im Reichstage mitgeteilt werden, um die Bindungsfähigkeit des jetzigen Ministers in grelles Licht zu stellen. Die „M. Z.“ bemerkt hierzu:

Herr von Miquel's einstige Beziehungen zu Karl Marx waren längst bekannt, und mit einem das zum Nachdruck ist nicht „rotten“ Briefe des jugendlichen Schwärmers hat die Sozialdemokratie seit Jahren schon genug geteilt; der Minister wird daher der angeblichen Mitteilung jener vier Briefe sicherlich mit der größten Seltsamkeit entgegensehen.

Ueberrumpelt — ist das ganze Gebahren der Sozialdemokratie in dieser Angelegenheit nicht ein überaus sinnliches? Kann es einem Menschen zum Vorwurf gemacht werden, wenn er seine Jugendthorheiten einsteht und sich befreit? Als Herr v. Miquel aus dem Jüngling ein Mann wurde, ist auch seine politische Einsicht gereift, und er hat keine sozialdemokratischen Annäherungen zum Alten gefunden — wenn Herr Singer jetzt hierauf zurückkommen will, so spaltet er doch nur seiner selbst und weiß nicht wie!

\* Zum Nachfolger des Grafen Kolodonsky im Reichstagsamt war, wie die „M. Z.“ erzählt, ursprünglich der Unterstaatssekretär v. Wittke in Aussicht genommen. Hiermit hand die Regierung beschloß nach Berlin in Zusammenhang, da sich indes Herr v. Wittke für eine andere Stelle, auf seinem Straßburger Posten zu verbleiben, wandte man sich an den Reichsminister v. Helmreich, der nunmehr Ende dieses Monats zur Übernahme seiner neuen Stellung von Washington in Berlin eintreffen wird.

\* Die „M. Z.“ bringt nach einem Privatbriefe aus Bagamoyo die Nachricht, daß der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Oberst Kiepert, in Folge der Schwierigkeiten, die ihm seitens der Bureaucratie bereitet würden, zurücktreten gedenkt.

\* Zu der Mitteilung der „Nordd. Allg. Ztg.“, daß gegen den Kriminalkommissar v. Zausch die Disziplinarkammer in Untersuchung eingeleitet worden sei, bemerkt die „Westf. Neuef. Nachr.“:

Gewissen ist jedenfalls, daß der Kommissar in eine Reihe von politischen Intrigen verwickelt war. Man pflegen aber untergeordnete Organe Intrigen auf eigene Faust nicht zu treiben, sie sind immer nur Helfer oberer Organe, die ihnen darin voranzugehen. Bekanntlich hat der Kadetradikal im Jahre 1894 öffentlich erklärt, Graf Caprivi und Herr von Marschall wüßten nicht, was hinter ihrem Rücken vorgehe. Im Publikum erhält sich die Uebersetzung, daß hier noch verschiedene dunkle Punkte der öffentlichen Klarstellung bedürfen, und daß eine die jetzt noch unklarbare Punkte von der Laube-Witze zu der Akkordbedinglich-Klageangelegenheit hinsichtlich, in welcher letzterer der immer von Neuen angebotene Maßregelnkreis lieber stets beharrlich zurückgewiesen wurde. Herr v. Marschall hätte sich und dem Lande die beiden Laube-Witze vielleicht erproben können, wenn er auf jenes Verweilen eingegangen wäre. Das bedauere ich sehr, selbst der Erklärung des „Kadetradikal“ vom 2. Dezember 1894 entgegen, sieht zu der Sucht in die Öffentlichkeit vor Herrn von Laube in einem zu auffallenden Gegenlag. Mit Herr von Bismarck wüßte normale Zustände herstellen und soll die Zeit für Deutschland wieder geordnet werden, so wird es eine sehr ersten und wichtigen Aufgabensein, in seinem Ziele die Weisheit der Intrigen-Wirtschaft vollständig auszugeben und zu zerören.

\* Eine Zusammenstellung der von den Einzelregierungen erlassenen Verträge über die Wahrung der Waffenerzeugung des Bundesrats ist im Reichsamt des Innern hergestellt worden und dürfte demnächst bekannt gegeben werden. Gegen jede Änderung der Grundzüge der Verordnung hat sich Preußen erklärt; Sachsen, Württemberg und Meißn. L. sind gegen jede Änderung übertrumpft. Doch dürfte der Bundesrat, wie ein Berliner Blatt meint, nach Wiedereröffnung seiner regelmäßigen Beratungen noch keine Änderungen beschließen, so namentlich eine mit Rücksicht auf Beschlußfassung gebotene Änderung der Arbeitszeit vor Sonn- und Feiertagen. — Im Allgemeinen aber wird wohl die obige Verordnung in Kraft bleiben!

\* Den „Berl. N. N.“ wird von gut unterrichteter Seite berichtet, daß der an allerhöchster Stelle zu erledigende Differenzpunkt hinsichtlich der Militärprozedurordnung wesentlich reaktioneller Natur ist und daß ebenso die bestehenden Schwierigkeiten zwischen Preußen und Bayern gehoben sind, so daß vollbegündete Aussicht besteht, den Differenzpunkt bei Beginn der nächsten Session einbringen zu können.

\* Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht die beiden Gesetze betreffend die „Zugabe“ und „Veränderung des Staatsbanketts“ sowie betreffend das Charakteristenhaus und den Botanischen Garten in Berlin.

\* Für die im Vorjahre vom 22. Juni 1896 vorgelegene Berufungskammer in Preussisch-Brandenburg gegen Vordenbischer hat der Bundesrat zum Vorhinein den Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern Nolde und zu beiden Stellvertreter den Geheimen Ober-Regierungs-Rath und vortragenden Rath im Reichsamt des Innern Bernuth bestimmt.

Der Herr Handelsminister hat bei Beratung seines Glats im Abgeordnetenhause u. A. sich auch dahin ausgesprochen, daß in Preußen dem Sandworte, insbesondere dem

Miscellen aus Tegernsee.

Den „Münch. N. N.“ wird Tegernsee, 9. Juli.
Den Kaiserin die Kaiserin bei sich beherbergen zu können, macht sich in den kleinsten Einzelheiten bemerkbar. Die Schiffe und Schiffchen auf dem See sind alle besetzt, manche sogar mit Hundstuden allerlei geschmückt. Wenn auch der Gehirler, seinem ganzen auf Ernst und kernige Festigkeit gerichtetem Charakter entsprechend, weniger in lauten Entzückungen seine Gefühle kundgibt, so bezieht er sich doch lebhaft an den Hundstuden, die man der Kaiserin beim Eingange bereitet. Ich sah Greife, Horvize, Mäurer, ich sah fette hochwichtige Hunden in ihrer kleinsten Tracht mit nackten Sänen und der Entzückung über den Hund, edle Typen oberbayerischen Schläges — sie alle summen kräftig mit ein in das Hoch, das der Kaiserin entgegenwinkt. Das ist nicht Gemachtes, keine künstliche Begeisterung — das kam aus dem vollen Herzen dieser Leute. Auch in diesen schönen Vergewinnst sieht man deutlich wie irgendwo draußen im Reiche.

Interessant dürfte auch noch folgende Einzelheiten sein. An Sengerichslophen ist bekanntlich das Telegraphen eingerichtet. Der Fernsprecher verläuft von da aus nach Berlin u. s. w. in außerordentlich lebhaft. Die Telegraphenstation, welche notwendigstenfalls in Tegernsee, müssen aus dem Schiffschiff entfernt werden, denn, wie es heißt, die Kaiserin wird nicht angerufen, sie ruft nur, und das nicht selbst, sondern durch den Mund ihrer Hofdame. Erst wenn diese die Verbindung hergestellt hat, tritt die Kaiserin an den Apparat, um zu sprechen.

Wenige unglücklich klingt, was mir von einem Herrn, der es gewiß weiß, erzählt wird, nämlich, daß die Kaiserin in Tag für Tag schon um halb 8 Uhr früh aufsteht und meist bis 1 Uhr Nachts wach bleibt. Während des ganzen Tages hält sie nicht ein einziges Schläferchen.

Am Dienstag Abend, als schon die Schatten der Nacht sich über den See breiteten, wurde der Kaiserin und ihrer Familie noch eine junge Huldigung dargebracht, die ungefähr 8 Uhr 14 Tage alt war, stimmungsvoll einleitete. Er um 7 Uhr brachte ein Ochsenquart, das in einem mit Rampanten besetzten Schiffe mitten im See, dem Sengerichslophen gegenüber, sich befand, ein Entzückendes, das sich aus Volkstheatern,

Choristen u. s. w. zusammensetzte. Wunderbar rein war die Luft, in fernem Westen verbläute mehr und mehr der Tag, die Mondlicht warf ihr köstliches Licht über die schwärzigen Hügel des Sees. Die einfachen Reizen, die das Quartett mit vollendetem Reize zum Vortrag brachte, waren weithin vernnehmbar und werden auch wohl oben in hellerleuchteten Sengerichslophen tief erregende Wirkung nicht verfehlt haben. Auf dem in immer tieferer Tinten glänzenden See kreuzten viele Boote hin und her, deren schwarze Silhouetten sich vor dem hier und dort im Zwielflicht glänzenden Seefläche sich scharf abhoben. Da mischte sich mit einem Male in die dunklen Farben ein glühendes rotes Segel, der immer höher und höher wurde. Droben auf des Strichberges luftigen Gipfeln, die am tiefstgelegenen Nachthimmel deutlich hervorstrahlen, waren drei mächtige Berggipfel entzündet worden, die weit hinaus in das stille Land leuchteten und der ersten Frau im deutschen Reiche der Bergbewohner feurigen Gruß herübersandten. Die kolossalen Feuer brannten wenigstens eine Stunde lang. Dann allmählich verflücht die Glanz und langsam versanken Berg und See in Nacht. Es war ein weißer Abend, der jedoch, der ihn erlebte, unvergesslich bleiben wird. Am Seeufer entlang hatten sich Hunderte von Menschen eingefunden, die mit schmeißender Ergreifung dem Ständchen lauschten und die Flammenfäden der Bergfeuer bewunderten.

Am Donnerstag war wieder ein herrlicher, wolkenloser Tag. Die einfachen Reizen, die das Quartett mit vollendetem Reize zum Vortrag brachte, waren weithin vernnehmbar und werden auch wohl oben in hellerleuchteten Sengerichslophen tief erregende Wirkung nicht verfehlt haben. Auf dem in immer tieferer Tinten glänzenden See kreuzten viele Boote hin und her, deren schwarze Silhouetten sich vor dem hier und dort im Zwielflicht glänzenden Seefläche sich scharf abhoben. Da mischte sich mit einem Male in die dunklen Farben ein glühendes rotes Segel, der immer höher und höher wurde. Droben auf des Strichberges luftigen Gipfeln, die am tiefstgelegenen Nachthimmel deutlich hervorstrahlen, waren drei mächtige Berggipfel entzündet worden, die weit hinaus in das stille Land leuchteten und der ersten Frau im deutschen Reiche der Bergbewohner feurigen Gruß herübersandten. Die kolossalen Feuer brannten wenigstens eine Stunde lang. Dann allmählich verflücht die Glanz und langsam versanken Berg und See in Nacht. Es war ein weißer Abend, der jedoch, der ihn erlebte, unvergesslich bleiben wird. Am Seeufer entlang hatten sich Hunderte von Menschen eingefunden, die mit schmeißender Ergreifung dem Ständchen lauschten und die Flammenfäden der Bergfeuer bewunderten.

Denkwürdig ist die ihr dargebrachten Huldigungen zu würdigen, wie ich bei, daß sie best, die Namen, die ihr gefahren die Kinder überbrachten, die Welt in den einzigen Schmach auf der Kaiserlichen Tafel bildeten. Das Sengerichslophen selbst dürfte auf besonderen Wunsch der Kaiserin eine Detonation erkalten, nur das Eingangslophen ziert eine mit Gelbweiß durchflochtene Umrandung, über der die Worte stehen: „Guten Eingangs seine Gott! Natürlich hat sich die Kaiserin das gesamte Personal im Schloße, auch die zurückgebliebene Dienerschaft des Herrn Kemmerich vorstellen lassen. In jeden Einzelnen richtete sie freundliche Worte. Besonders gefiel ihr der schmale Jäger und die dicke Stallmädchen, ein edles Kind der Berge, die Uebel, die diese in ihrer schönem Tracht präsentierten, aber vor Verlegenheit dem Wort hervorzubringen konnte, als die Kaiserin sie anproch.

Nicht allgemein bekannt dürfte sein, daß Herzog Karl Theodor in seinem Schloße auch eine Kapelle für protestantischen Gottesdienst eingerichtet hat. Diese Kapelle hat der Herzog der Kaiserin zur Verfügung gestellt und dort soll allmählich für die Kaiserliche Familie Gottesdienst abgehalten werden, was die hohe Frau einen Hochpreiswert sein kommen lassen. — Demnächst sollen die Kinder, die beim Empfangen anwesend waren, zur Kaiserin geladen werden, die so bekanntlich für die Jugend ein tiefstgelegenes Herz hat. Sie will die Gedichte und Gesänge die Kinder unter der unermüdbaren Leitung ihres verdienstvollen Lehrers, Herrn Hoff, einstudiert haben hören.

Die Kaiserin, die demnächst unter dem Signaturo einer Gräfin von Ravensburg in Tegernsee weilt, wird spätestens am 28. und 29. Juli von dort nach Potsdam abreisen; am 2. August fährt sie von dort mit Entzug nach Kiel und kehrt sich mit dem Kaiser am 7. auf der „Sachsenpolen“ nach Petersburg ein, dort dauert der Aufenthalt bis 12. August. Es ist absolut ausgeschlossen, daß der Kaiser zum Besuch seiner Gemahlin nach Tegernsee kommt, da er seine Verwandtschaft bis Anfang August andeuten und erst in Kiel mit der Kaiserin wieder zusammenkommt. Dagegen liegt noch die Frage offen, ob nicht etwa die Kaiserlichen Kinder, auch noch der Herrsche der Kaiserin noch einige Zeit in Tegernsee bleiben, und zwar unter Aufsicht einiger Gouverneure, Lehrer und Hofdamen. Die größeren Kinder müssen auch während des Aufenthalts in Tegernsee ihre Studien fortsetzen; deshalb sind die Lehrer mitgenommen worden.









## Trilby.

(Nachdruck verboten.)

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

46) „Aber das Sterben iſt nicht Alles, mein Kind. — Biſt Du denn bereit, vor Gottes Angeſicht zu treten? Haſt Du nie an das künftige Gericht gedacht und den Zorn Deines Schöpfers, wenn Du als unbüßfertige Sünderin ſtirbſt?“

„Wie ſollte denn das zugehen? Ich habe ja mein Lebenslang bereut, was ich Unrecht gethan habe. Auch erwartet Keinen von uns Zorn und Verdammniß — ſelbſt den Verworfenſten nicht. Es giebt eine große Vergebung; Papa hat mir das ſagt, und er iſt ein Pfarrer geweſen, wie Herr Bagot. Ich denke oft an Gott und liebe ihn ſehr. Wir Menſchen brauchen etwas Vollkommenes, das wir verehren und zu dem wir aufblicken können.“

„Manche Leute glauben freilich nicht einmal an das Daſein Gottes. Der Vater Martin zum Beiſpiel — aber von dem will ich gar nicht reden, der war nur ein Lumpenſammler und zählt nicht mit.“

„Durien aber, der Bildhauer, der ſehr klug iſt und ein vortrefflicher Menſch, ſagte einmal zu mir:

„Siehſt Du, Trilby — ich fürchte ſehr, daß er wirklich nicht lebt, der liebe Gott. Das macht mich ſchrecklich unglücklich, denn ich verehere ihn von ganzem Herzen. Bei jedem Werk, das ich anſange, denke ich immer, wie schön es wäre, könnte ich ihm nur damit gefallen.“

„Auch ich ſelbſt habe oft gedacht, wie himmlisch es ſein müßte, wenn man malen, Muſik machen oder ſchöne Gedichte ſchreiben könnte, bloß zu Gottes Wohlgefallen.“

„Einmal, an einem heißen Nachmittage, ſaßen wir Alle im Hof draußen, vor dem Laden der Mutter Martin und tranken Kaffee mit Baſtibe Lendormi, einem alten Invaliden von der Vieille Garde, der nur ein Bein, einen Arm und ein Auge hatte und dem Jedermann gut war. Da kam Mimi la Salope, die bei den Malern Modell ſtand, aus dem Leihhaus gegenüber, und der Vater Martin rief ſie herbei, gab ihr eine Taffe Kaffee und bat ſie, uns etwas vorzuſingen. Sie ſang ein Lied von Béranger, vom großen Napoleon, worin es heißt:

„Singt mir von ihm, Großmutter!

Singt mir von ihm!“

„Sie muß es wohl ſehr schön geſungen haben, denn der alte Baſtibe Lendormi ſing an zu weinen, und als Vater Martin ihn damit neckte, ſagte er:

„Es iſt egal, ſehen Sie! — wer ſo ſingt, der betet!

„Damals dachte ich, wie schön es wäre, wenn ich ſingen könnte wie Mimi la Salope, und ich denke das heute noch — nur um zu beten!“

„Was, Trilby, wenn Du ſingen könntest wie — aber nicht doch — faſt hätte ich vergeſſen — Sage mir mal, Trilby — beteſt Du denn nie zu ihm, wie andere Leute beten?“

„Auf den Knieen, mit gefalteten Händen und in beſtimmten Worten, meinen Sie? — Nein, nur ſelten. Sind denn nicht

die Gedanken ſehr oft Gebete? Man betet auch, wenn man ſich ſchämt und traurig iſt über ein Unrecht, das man gethan hat, und wenn man ſich freut, eine Verſuchung überwunden zu haben, oder wenn man dankbar iſt für einen guten Tag, an dem man vergnügt ſein darf, ohne daß es irgend Jemand ſchadet. Und wenn man ſucht, ſich aufzuraffen, nachdem man Alles verloren hat, was Einem das Leben lieb machte — iſt das etwa kein Gebet? Ich glaube ſogar ein ſehr gutes. Es kann Gebete ohne Worte geben, gerade wie es Lieder ohne Worte giebt, denke ich, und Svengali ſagte immer, die Lieder ohne Worte wären die beſten.“

„Es kommt mir auch gar ſo erbärmlich vor, immer um etwas zu betteln. Man erhält die Dinge, die man haben möchte, doch darum nicht ſchneller.“

„Die Mutter Martin betete immer ſehr viel und der Vater Martin lachte darüber, aber ſeine Wünſche gingen doch öfter in Erfüllung, als ihre.“

„Ich habe einmal mit ganzer Seele gebetet, daß Jeannot nicht ſterben möchte.“

„Aber wie ſieht es denn mit Deiner Neue, Trilby? Wie demüthigſt Du Dich denn vor Gott, wenn Du nicht auf den Knieen um Vergebung ſtehſt?“

„Wie? Ja, das weiß ich nicht recht. Ich will Ihnen einmal ſagen, was das Schlechteste und Erbärmlichſte war, das ich je gethan habe . . .“ (Frau Bagot wurde es etwas ängſtlich zu Muthe.)

„Ich hatte Jeannot verſprochen, mit ihm am Palmſonntag nach St. Philippe du Roule zu gehen, um den Abbé Bergamot predigen zu hören. Aber Durien, der Bildhauer, forderte mich auf, mit ihm und Mathieu, einem Studenten der Rechte, und einer gewiſſen Victorine Letellier nach St. Germain zu fahren, wo gerade irgend ein Jahrmarkt war. Da ging ich am Sonntagmorgen zu Jeannot und ſagte ihm, daß aus unſerer Verabredung nichts werden könnte.“

„Er weinte ſo bitterlich darüber, daß ich ſchon dachte, ich wollte die Spazierfahrt aufgeben und lieber nach St. Philippe gehen, wie ich verſprochen hatte. Da kamen aber gerade Durien, Mathieu und Victorine vorgefahren, und ich ſtieg zu ihnen ein. Den ganzen Tag war mir elend zu Muthe und nichts machte mir Vergnügen.“

„Wir fuhren in einem zweispännigen, offenen Wagen, den Mathieu beſtellt hatte; Jeannot hätte prächtig auf dem Bock neben dem Kutſcher ſitzen können und wäre Niemand im Wege geweſen. Aber ich wagte nicht, es vorzuſchlagen, weil ſie nichts davon erwähnten, und ich fürchtete, ſie hätten keine Luſt, ihn mitzunehmen. Jeannot ſah uns fortfahren, und ich konnte es nicht übers Herz bringen, mich noch einmal nach ihm umzuſehen. Das Traurigſte aber war, als Durien etwa auf halbem Wege ſagte, es wäre recht ſchade, daß ich Jeannot nicht mitgebracht hätte, und auch den Andern that es hinterher leid.“

„Das iſt jezt ſechs oder ſieben Jahre her, aber ich glaube, ich habe faſt täglich daran gedacht; manchmal fiel es mir ſogar mitten in der Nacht ein.“

„Ach, und als Jeannot im Sterben lag, und als er todt war — wie hat mich da erst die Erinnerung an den Palmsonntag gequält!

„Was soll denn Reue und Buße sein, wenn das keine war?“

„O Trilby, so ist's nicht gemeint. Du lieber Himmel, das ist ja gar nichts. Wer schlägt einem kleinen Kinde nicht einmal eine Bitte ab! — Ich denke an viel schlimmere Dinge — im Quartier latin — als Du den Malern und Bildhauern Mobell standest . . . Bei Deiner Schönheit und Anmuth mußt Du doch . . .“

„Ich weiß, ich weiß . . . ja, das war greulich, und ich habe mich fürchtbar vor mir selber geschämt. Auch war es nicht einmal lustig oder angenehm. Nichts hat mir Vergnügen gemacht, bis ich Ihren Sohn kennen lernte und Taffy und den lieben Sandy Mc Allister. Aber ich habe damit doch keinen Menschen betrogen, getäuscht oder gekränkt — hat Jemand darunter gelitten, so war ich es ganz allein.“

„Wenn ein Mädchen so etwas thut, muß es schon hier auf Erden schwer genug dafür büßen, das weiß Gott! Man verzeiht es ihr nur, wenn sie eine russische Kaiserin ist, wie Katharina die Große, oder eine vornehme Dame, wie es deren so viele giebt, oder ein großes Genie, wie Madame Rachel und George Sand.“

„Wäre das nicht gewesen und hätte ich niemals als Figurenmodell gelesen, dann würde ich mich für gut genug gehalten haben, Ihren Sohn zu heirathen — obwohl ich nur Feinwäscherin war — erinnern Sie sich, das war auch Ihre Meinung.“

„Er wollte sein Lebenlang in Barbizon wohnen und Bilder malen; aus der großen Welt machte er sich gar nichts. Ein solches Leben wäre gerade recht für mich gewesen und er hätte eine gute Frau an mir gehabt, das weiß ich gewiß. Die meisten Malerfrauen dort sind Wäscherinnen oder etwas dergleichen; kein Mensch kümmert sich darum und ihre Ehen sind oft sehr glücklich.“

„So bin ich doch wahrhaftig für mein Unrecht schwer genug bestraft worden; freilich habe ich es auch reichlich verdient.“

„Bist Du denn eigentlich einmal confirmirt worden, Trilby?“

„Ich glaube kaum — ich erinnere mich wirklich nicht mehr.“

„Du meine Güte! Weißt Du denn wenigstens etwas von unserm lieben Heiland, von der Menschwerdung, der Sündenvergebung, der Auferstehung? . . .“

„D ja — das habe ich Alles gewußt. Sonntags ließ mich Mama immer den Katechismus lernen. Darauf hielt sie mit großer Strenge, was sie auch sonst versäumt und verfehlt haben mag, die arme Mama. Es kam mir Alles sehr verwickelt vor. Aber Papa sagte, ich solle mir den Kopf nicht zerbrechen, sondern nur versuchen, gut zu sein. Gott würde am Ende schon Alles zum Besten lenken — für die ganze Menschheit und jeden Einzelnen von uns. Das klingt doch sehr vernünftig, nicht wahr?“

„Wenn ich gut wäre, sagte Papa, brauchte ich mir keine Sorge darüber zu machen, was die Priester lehrten. Er sei selber ein Pfarrer gewesen und wisse Bescheid.“

„Leider bin ich nicht sehr gut gewesen, das kann ich nicht leugnen. Aber Gott weiß, wie oft und wie bitterlich ich es bereut habe. Auch jetzt noch fühle ich Reue darüber. Vor dem Tode fürchte ich mich aber ganz und gar nicht; im Gegentheil, ich sterbe gern. Wenn auch der arme Papa nicht glücklich gewesen ist, glaube ich doch, daß er recht gehabt hat. Er war der klügste und beste Mann, den ich je gekannt habe, außer Taffy, dem Laird und Ihrem lieben Sohn.“

„Es wird Keiner von uns in die Hölle kommen — hat er mir versichert — die Hölle, die wir für uns und Andere auf

Erden bereiten, ist schon allein schlimm genug. Die Eltern, pflegte er zu sagen, wären für ihre Kinder verantwortlich; er und Mama für mich — seine Eltern für ihn, die Großeltern für diese und so immer rückwärts bis auf Noahs Zeiten und weiter zurück. Gott aber sorgt für uns Alle.“

„Papa rieth mir, immer zuerst an Andere zu denken, wie es Taffy thut und Ihr Sohn; mich vor nichts zu fürchten, keine Lüge zu sagen und mächtig im Trinken zu sein, dann würde ich auf dem rechten Wege bleiben. Aber ich bin trotzdem manchmal auf den falschen Weg gerathen, es war aber nicht Papas Schuld, sondern nur Mamas und meine eigene. Das habe ich gewußt und es ist mir schon währenddem jämmerlich zu Muthe gewesen, und auch nachher. Aber ich zweifle gar nicht, daß mir vergeben wird — o nein, ich weiß es gewiß — und auch alle Anderen können Vergebung finden, selbst die schlechtesten Menschen, die je gelebt haben. Siebt man ihnen in der künftigen Welt nur Verstand genug, um ihre ganze Schlechtigkeit auf Erden zu erkennen, so ist das schon eine reichliche Strafe für Alles, sollte ich meinen. Auf diese Art ist die Sache ganz einfach, nicht wahr? Und wenn es nun gar keine künftige Welt gäbe — was ja auch nicht undenkbar ist — dann wäre die Sache noch viel einfacher.“

„Nicht alle Pfarrer der Welt, nicht einmal der Papst in Rom können mich an Papa irre machen oder mich zwingen, noch an eine besondere Strafe in der Ewigkeit zu glauben, außer dem, was wir Alle hier auf Erden schon durchzumachen haben.“

„Wenn Sie es also nicht sehr dringend wünschen oder Herr Thomas Bagot sich vielleicht beleidigt fühlt, möchte ich nicht mit ihm über solche Dinge reden. Muß es sein, so will ich lieber mit Taffy davon sprechen. Taffy ist sehr klug, obgleich er nicht so viele geschiedte Sachen sagt, wie Ihr Sohn, und lange nicht so schön malen kann, wie er. Aber ich bin gewiß, er würde Papa Recht geben.“

Und wirklich, als der gute Taffy in dieser ersten Angelegenheit um seine Meinung gefragt wurde, stellte sich heraus, daß er mit dem verstorbenen Michael Patrick O'Ferrall völlig übereinstimmte; der Laird ebenfalls und der kleine Billy (zur schmerzlichen Ueberraschung seiner Mutter) nicht minder.

Auch Sir Oliver Calthorpe, Sir Jacob Wilcox, Doktor Thorne, Antoine, Lorrimer und der Grieche theilten seine Ansichten.

Und als in späteren Jahren Frau Bagots Seele von tausend Räthselfragen zerwühlt, von Gram und Kummer durch und durch geschüttelt und zerrissen worden war, bis Zeit und Alter die Schmerzen heilten und nur noch die Narben sie daran erinnerten, wie tief und schwer die Wunden einst gewesen — da ward auch sie derselben Meinung. — — —

An einem denkwürdigen Sonnabend Nachmittag, als es in der Charlottestraße eben zu dämmern begann, lag Trilby, mit Rippen gestützt, in ihrem hübschen blauen Morgenkleid bequem auf dem Sopha am Kamin.

Sie hatte im Lauf des Tages mit Hilfe des guten Taffy ihr Testament aufgesetzt, um über ihre vielen werthvollen Schmucksachen zu verfügen, die man zusammen wohl auf ein Vermögen schätzen konnte. Es waren lauter Andenken von Leuten, die ihren Gesang bewundert hatten, vom Fürsten bis zum wohlhabenden Bürgermann; aber wo, wann und von wem sie die einzelnen Kostbarkeiten erhalten hatte, ahnte Niemand mehr. Man hatte ihr gesagt, daß es Geschenke wären, die Svengali ihr gemacht habe, und sie erinnerte sich auch recht gut an einige solche Gelegenheiten, bei denen seine Gaben von leidenschaftlichen Beheuerungen seiner Liebe begleitet waren. Seine Gefühle für Trilby mußten wohl tief, aufrichtig und beständig gewesen sein, trotzdem sie nicht vermocht hatte, dieselben zu erwidern. (F. f.)

[Nachdruck verboten.]

### Der Millionenschmidt.

Humoristische Erzählung von Theo Seelmann.

Seit einem halben Jahr war die Einwohnerschaft der guten Kreisstadt Weißenberg um eine Honoratiorenfamilie gewachsen. Der Rentier Schmidt aus Berlin war nebst Frau Gemahlin und Fräulein Tochter in Weißenberg eingezogen. Der neue Zugzug hatte bald die regste Aufmerksamkeit des ganzen Städtchens erregt. An sich wäre die Niederlassung der Rentiersfamilie nicht besonders bemerkenswerth gewesen, denn Rentiers gab es schon drei in Weißenberg und Leute mit dem ehrlichen Namen Schmidt noch mehr. Der Nimbus, der die Ankömmlinge umschwebte, war der Ruf eines ungewöhnlich großen Vermögens. Kurz nachdem der vierte Rentier seinen Wohnsitz in Weißenberg aufgeschlagen hatte, war nämlich ein Berliner Geschäftskreisler nach der Kreisstadt gekommen, dem die Familie Schmidt aus dem Residenz her bekannt war. Er hatte ein besonderes Vergnügen daran gefunden, seiner neugierigen Kundtschaft alles Wissenswerthe über den neuen Zuwachs eingehend mitzuthellen. Nach seinem Bericht war Herr Schmidt ein Mann, der sich von unten herauf gearbeitet hatte. Er war raschlos thätig gewesen, hatte sich zuletzt mit Vauspulationen beschäftigt und es dabei zu einem ungeheueren Reichthum gebracht. In seinen Berliner Bekanntenkreisen, so konnte der Geschäftskreisler versichern, nannte man darum den jetzigen Rentier allgemein Millionenschmidt. Diese Auskunft war es gewesen, die den Rentier und seine Familie sofort zum Gegenstand des lebhaftesten Interesses gemacht hatte. Millionenschmidt hieß er auch jetzt in ganz Weißenberg.

Herr Schmidt und seine Angehörigen rechtfertigten durch ihr Auftreten und ihre Lebensweise die gute Meinung, die ihre Mitbürger über sie hegten. Eins der schönsten Quartiere der Stadt war von ihnen bezogen worden und die Ausstattung der Wohnung zeugte von großstädtischem Luxus. Der etwas belebte Hausherr mit dem rosigen, wohlgenährten Gesicht erschien stets in einem tadellosen Anzug, frühstückte regelmäßig und kostspielig in der besten Weinstube Weißenbergs und war ein ausgesprochener Liebhaber eines Spielchens mit hohen Einsätzen. Frau Schmidt trat bescheidener auf, dafür zeichnete sie sich aber durch eine gewisse vornehme Zurückhaltung aus, während ihr Herr Gemahl Jedermann mit gewinnender Freundlichkeit begegnete. Am meisten aber gefiel das jüngste Mitglied der Familie, Fräulein Röschen. Die anmuthige Mädchengestalt kleidete sich stets in modische Toiletten von ausgewähltem Geschmack, sie besaß das sichere Auftreten der Großstädtlerin und hatte sich doch dabei eine bezaubernde Frische und Natürlichkeit des Gemüths zu erhalten gewußt.

Was Wunder, wenn sich, seitdem Herr Schmidt in die erste Gesellschaft Weißenbergs, die Harmonie, eingetreten war, die ganze junge Männerwelt des Städtchens eifrig um die Gunst Röschens bewarb? Wie sehr sich Fräulein Schmidt einer allgemeinen Verehrung zu erfreuen hatte, bewies am besten das Gepräch, das soeben am Stammtisch des Hotels „Zur goldenen Weintraube“ entstanden war. Am Tage vorher hatte die Harmonie ihr Sommerfest abgehalten, und nun saßen zur Nachfeier die Söhne aus den ersten Bürgerfamilien Weißenbergs und einige junge Beamte zum Frühstücken in der Weintraube beisammen, um noch einmal in voller Begeisterung die Erlebnisse an dem in schönster Weise verlaufenen Feste durchzugehen. Bei dieser Gelegenheit war denn auch die Unterhaltung auf Röschen Schmidt gekommen, der von allen Seiten ungetheiltes Lob spendet wurde. Nur zwei von den Anwesenden hatten noch nicht ihre Bewunderung Ausdruck verliehen. Der eine war der Postsekretär Behrend, der etwas schüchtern in der Ecke des schwarzen Ledersophas saß und die Aufmerksamkeiten der Gesellschaft mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte, der andere war Herr Emil Neumann junior, der Leiter des großen Mühlen-Etablissements Weißenbergs, dessen Geschäftsführung ihm seine Mutter nach dem Tode seines Vaters übertragen hatte. Herr Emil Neumann junior oder, wie er allgemein genant wurde, der schöne Emil, galt für die beste Parthie in Weißenberg. Wenn dies schon allein ein Grund für ihn gewesen wäre, auf seine Umgebung mit einer gewissen Geringschätzung herabzublicken, so glaubte er noch mehr dazu berechtigt zu sein durch die verschiedenen Vorzüge, die ihm seine Person zu besitzen dünkte. Davon zunächst war er unerschütterlich überzeugt, daß er, wenn nicht einer der schönsten Männer der Welt überhaupt, so doch der unwiderstehlichste Mann Weißenbergs sei. Aber das war nicht das Einzige, worauf er stolz war. Viel mehr noch war er von seiner geistigen Ueberlegenheit eingenommen. Der schöne Emil glaubte sich eigentlich zu etwas Besserem geboren, er hielt sich für eine Künstlernatur. Er hatte Maler werden wollen

und nur dem unbeugsamen Willen seines Vaters war es zuzuschreiben, wenn es nicht dahin gekommen war, daß er malte, sondern daß er, wie er so oft als möglich unter einem gestrichelten Lächeln zu bemerken pflegte, mahlen ließ.

Dieser seiner wahren Bestimmung gemäß kleidete sich denn auch der schöne Emil. Er erschien stets in pergäuren Weinleibern, braunlammirter Malerjacke und sein Haupt zierte ein breitkrämpiger, schwarzer Künstlerhut.

So lange die Unterhaltung am Stammtisch in Fluß gewesen war, hatte es Herr Emil Neumann nicht der Mühe für werth gehalten, irgendwie daran theilzunehmen, erst jetzt, als eine Pause des Schweigens entstanden war, fuhr er sich schwärmerisch durch das üppige Lockenhaar, von dem Niemand wußte, ob es ein Geschenk der Natur war oder ob er es der Kunst seines Friseurs verdankte, und sagte mit einem leisen Seufzer: „Ja, Fräulein Röschen ist ein himmlisches Geschöpf!“

Emil Neumann ließ einen musternen Blick über die Gesichter der Tafelrunde schweifen, dann fuhr er gebedt fort: „Ich wüßte nicht, welche junge Dame von Weißenberg man mit ihr vergleichen könnte.“

„Ja, ich, ich,“ machte der Apotheker Braune, ein alter Junggeselle, der eine ausgesprochene Vorliebe dafür besaß, an seinen guten Freunden und Bekannten seinen Spott auszulassen, „ich glaube, lieber Neumann, Sie haben auf Fräulein Schmidt ernstere Absichten?“

„Könnte schon sein,“ versetzte der Angeredete bedächtig. „Offen gesagt, habe ich es mir heute Morgen reiflich überlegt, ob nicht Fräulein Schmidt für mich die passende Frau ist. Sicherlich stehen die beiderseitigen Vermögensverhältnisse im richtigen Einklang.“

„Also da liegt der Hase im Pfeffer,“ wisperte der Apotheker mit einem listigen Lächeln. „Die Million des alten Schmidt ist es eigentlich, die Sie am meisten anzieht.“

Emil Neumann wiegte seinen Kopf nachdenklich hin und her. „Sie wissen alle, meine Herren, daß ich Künstlerblut in mir trage. Das hält mich aber nicht ab, auch geschäftsmännlich zu rechnen. Und wenn ich nun da meine Berechnung anstelle, so komme ich zu dem Schluß, daß mein Vorhaben mir rathsam erscheint.“

„Wenn nur in Ihre Berechnung nicht doch noch ein kleiner Fehler mit unterlaufen ist,“ ließ sich der Apotheker wieder hören. „Wissen Sie denn auch, daß Fräulein Schmidt Ihre Werbung bestimmt annehmen würde?“

„Ob Fräulein Schmidt meine Werbung annehmen würde?“ fragte Emil Neumann erstaunt. „Dafür ist mir das Benehmen ihres Vaters schon eine Gewähr. Sahen Sie nicht gestern, mit welcher ausgesuchten Freundlichkeit er mich fortgesetzt behandelte, wie er mir die Hand drückte und wie er mit dem ganzen Gesicht lachte, sobald ich mich ihm nur näherte.“

„Das gebe ich Ihnen gern zu,“ versetzte der Apotheker hartnäckig. „Dagegen scheint mir Fräulein Schmidt gerade gegen Sie eine auffällige Kälte zur Schau zu tragen.“

Am Emil Neumanns Mund suchte es spöttisch. „Fräulein Schmidt,“ entgegnete er mit Nachdruck, „ist die Tochter ihres Vaters, sie wird seinem Willen folgen und sie wird außerdem klug genug sein, zu erkennen, welche Zukunft ihr durch mich geboten wird. Und was Sie von ihrer anscheinenden Zurückhaltung gegen mich sagen, lieber Braune, die ich übrigens selbst noch nie bemerkt habe, so könnte ich darauf erwidern, daß sie mir gerade ein Beweis dafür ist, daß ich von Fräulein Schmidt mit anderen Augen angesehen werde, als alle ihre sonstigen Verehrer. Ich erblicke in ihrer Kälte ein Stück weiblicher Diplomatie, damit sie denjenigen desto mehr zu ihrer Eroberung antreiben will, der ihr selbst begehrenswerth erscheint.“

„Ist nicht unmöglich,“ antwortete der Apotheker trocken. „Mir aber wäre es auf alle Fälle lieber, recht freundlich von ihr behandelt zu werden. Ich kenne z. B. einen Herrn, der sich dessen besonders rühmen kann.“

„Und das wäre?“ stieß Emil Neumann aufforderns hervor. „Das wäre,“ versetzte der Apotheker bestimmt, „dort drüben unser lieber Freund Behrend.“

Die ganze Tischgesellschaft betrachtete in diesem Augenblick das Mienepiel der beiden jungen Männer, die der Apotheker soeben als Nebenbuhler hingestellt hatte.

In Emil Neumanns Gesicht zeigte sich unverkennbar überlegene Geringschätzung, während sich in den Zügen des Postsekretärs Verwirrung und Beschämung widerspiegelten.

Gleichwohl hatte er sich zuerst gefaßt. Ein leiser Unwille zitterte durch die Worte, mit denen er sich gegen den Apotheker wandte. „Ich weiß nicht,“ begann er rubia aber bestimmt,

Eltern, llich; er oskeltern ten und wie es en, keine ürde ich andmal Schulb, gewußt gewesen, ergeben Anderen i, die je ur Ver- elkenen, meinen. ? Und ja auch ch viel : Papst wingen, glauben, umachen er Herr nicht mit h lieber leich er b lange r würde ernsten te sich Patria und Mutter) Doktor ne An- taufend d durch lter die nerten, d auch es in y, mit bequem Taffy chmuck- mmögen en, die wohl- sie die mehr. vengali einige stlichen ble für n sein, (S. f.)

„Herr Braune, warum Sie mich gerade zur Zielscheibe Ihres Spottes machen.“

„Das war durchaus nicht meine Absicht,“ antwortete der Angeredete begütigend, „sondern ich sprach aus vollster Ueberzeugung. Fräulein Schmidt ist, wie gesagt, zu Jedermann freundlich und liebevoll, aber ich glaube gestern beobachtet zu haben, daß sie Ihnen gegenüber besonders liebenswürdig auftritt.“

„Wenn das Ihre aufrichtige Meinung ist, so kann ich dagegen nichts thun.“ Eine flammende Röthe ergoß sich dabei über das Gesicht des Redenden. Er stockte, als suchte er in Gedanken seinen Worten die richtige Form zu geben und nur zögernd fuhr er fort: „Uebrigens werden Sie selbst zugeben, daß es mir bei meiner Stellung nicht in den Sinn kommen kann, mir jemals Hoffnungen auf Fräulein Schmidt zu machen.“

„Das ist recht von Ihnen, Herr Behrend,“ mischte sich jetzt Emil Neumann lächelnd in das Gespräch und reichte dem Angeredeten über den Tisch hinweg seine beringte Rechte, „daß Sie mir nicht ein Konkurrent werden wollen. Zudem müßten Sie sich auch sehr beeilen. Denn, meine Herren,“ fuhr er fort, indem er sich mit königlichem Stolz erhob, „noch heute Nachmittag werde ich die Angelegenheit mit Herrn Schmidt ins Reine bringen und darum fordere ich Sie allesammt auf, sich am Abend hier wieder einzufinden, damit Sie hören können, welche Antwort ich von Herrn Schmidt und seiner Tochter auf meine Werbung erhalten habe.“

(Fortsetzung folgt.)

### Allerlei.

**Ein sonderbares Nest** eignete sich ein Rauchschnalbenpaar für seine Jungen an. Ein unter einem Hausdache erbautes Schnalbenest fiel mit den darin liegenden ganz kleinen Jungen auf den darunter befindlichen Balkon und zerbrach in kleine Stücke. Der Hausherr nahm sich der jungen Brut an, zer schnitt eine kleine, längliche Zigarettenkiste in zwei Theile, befestigte die eine Hälfte mit zwei Nägeln an dem Balkon und legte die Jungen hinein. Das alte Schnalbenpaar nahm diesen Liebesdienst dankbar an, erkannte aber gleich die neue Gefahr, der seine Jungen ausgesetzt waren, denn das Ritzen ließ nur zwei Seitenwände und stand nach vorn hin offen, so daß die Jungen hinausfallen konnten. Doch die Alten wußten sich zu helfen. Sie verbanden nicht bloß die offene Außenseite des Ritzens, sondern vollführten auch an den beiden Seitenwänden Schraubarbeiten, so daß sich die Jungen vollständig in Sicherheit befanden. Zweifellos ist wohl, daß das veränderte Vorgehen der Schnalben aus der Erkenntniß der gefährdeten Lage ihrer Jungen entsprang.

**Bärtige Frauen.** Die Fälle, in denen Frauen mit der ihnen allerdings nicht sehr erwünschten Eigenschaft eines stattlichen Vadenbarts behaftet sind, sind durchaus nicht so selten, wie man wohl annimmt. Bisher pflegte man solche Erscheinungen als atavistische aufzufassen, das heißt als Rückschläge in die Körperbildung vorgegeschichtlicher Menschen, und man glaubte gerade aus der Erscheinung von Bärten bei Frauen schließen zu sollen, daß in einer früheren Epoche der Entwicklung des Menschengeschlechts auch das weibliche Geschlecht allgemein behaftet gewesen sei. Nun wird aber eine Behauptung aufgestellt, daß bei Betrachtung der heute lebenden Menschen eher die Meinung zulässig ist, daß die früheren Menschen unbebartet gewesen seien. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß unter den jetzigen Menschenrassen gerade die niedrigst stehenden, die körperlich und kulturell unentwickeltesten keinen oder doch nur einen schwächlichen Vadenbart an ihren Männern zeigen, während die Männer der höchst entwickelten Rassen und Völker sich eines stattlichen Bartwuchses erfreuen. Danach muß die Ansicht begründet erscheinen, daß mit steigender Entwicklung des Menschengeschlechts sich auch der Bart entwickelt, und wenn heutzutage im Allgemeinen nur den Männern ein Vadenbart wächst, so wird man wohl sagen dürfen, daß in dieser Beziehung die Entwicklung des männlichen Geschlechts derjenigen des weiblichen Geschlechts vorangeht. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man also die bärtigen Frauen unserer Zeit als Vorläufer einer späteren Epoche ansehen, in der die Frauen allgemein Bärte tragen werden. — Wir nehmen von dieser Ansicht der Kuriosität halber Notiz, Sie ist ein Paradoxon, das die ganze moderne Naturanschauung auf den Kopf stellt.

### Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Als siebenter Band des sechsten Jahrganges der Veröffentlichungen des „Vereins der Büchertreue, Berlin“, Geschäftsleitung

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Lebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ehieler, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Schall & Grund, Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 123, erschien soeben: „Ceylon“ von Professor Dr. Emil Schmidt in Leipzig. 21 Bogen. 30 ganzseitige Bilder und 1 Karte. Preis geheftet 5 M., geb. 6 M. So viele Reisebeschreibungen auch die herrliche Tropen-Schönheit Ceylons preisen, so beschränken sie sich doch alle auf den Südwesten des Perlen- und Zimmt-Landes; wie die von dem Weltverkehr weiter entfernten Theile der Insel beschaffen sind, darüber erfahren wir aus den bisherigen Reiseberichten so gut wie gar nichts. Der Verfasser des vorliegenden Buches giebt in der Beschreibung einer quer durch die ganze Insel von West nach Ost ausgeführten Reise ein vollständigeres Bild von der Natur jenes Tropenlandes, er zeigt uns nicht nur das durch die Gunit des Klimas in reichster Pflanzenpracht prangende südwestliche Unterland und die ernste große Natur des Hochlandes, sondern er führt uns durch die heißen, trockenen Gebiete jenseits der Berge, in denen Pflanze, Thier und Mensch einen harten Kampf ums Dasein kämpfen. Der zweite Abschnitt des Buches behandelt die Geschichte Ceylons, die uns durch die Chroniken buddhistischer Mönche in lückenloser Folge mehr als zwei Jahrtausende weit erschlossen ist, dann zeigt es uns die Bewohner der Insel, die sich aus Singhalesen, Tamilen und Veddas zusammensetzen, es bespricht die körperlichen Eigenschaften und drei Völkertämme, ihre Lebensweise, technischen Leistungen und sozialen Verhältnisse. Das letzte Kapitel giebt dann noch eine Darstellung der verschiedenen religiösen Bekenntnisse, des dravidischen Dämonenglaubens, des hinduistischen polytheistischen Systems und des Buddhismus, zu dem sich die Singhalesen in überwiegender Mehrzahl bekennen.

— Pierre Loti, den jüngst Ferdinand Brunetiére in einem seiner vielbesprochenen Vorträge über die moderne französische Literatur als den Schöpfer des „poetischen Romans“ gefeiert hat, ist nach längerem Schweigen wieder mit einem größeren Werke dieser Gattung hervorgetreten. „Ramuñcho“, so heißt das neue Werk nach seiner Hauptfigur, ist, wie Loti's „Islandfischer“, eine Dichtung in Prosa, die in dem von der modernen Kultur noch wenig berührten und wenig bekannten Gebirgsländchen der Basken spielt und Leute an der Hand einer reizvollen, fesselnden, von merkwürdigen Episoden durchzogenen Handlung in poetischer Verklärung, in herrlicher Sprache und mit gebarberndem, glühendem Kolorit schildert. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß dieses erst jüngst erschienene Werk in deutscher Uebersetzung (von E. Biliparie) gegenwärtig in der Halbmonatschrift „Aus fremden Jungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) veröffentlicht wird.

— Von der in Stuttgart im Verlage von Carl Gröninger erscheinenden „Musikalischen Jugendpost“ liegt uns das II. Quartal vor; dasselbe enthält wieder eine Reihe dem jugendlichen Fassungsvermögen angepaßter belehrender und unterhaltender Artikel, Erzählungen, Humoresken und Märchen, sowie Gedichte mit hübschen Illustrationen, kurzweilige Anekdoten, Spiele, Räthsel u. s. Ferner 24 Seiten Musikbeilagen, bestehend aus melodiosen Klavierstücken, Liedern mit Klavierbegleitung und Duos für Klavier und Violine. Wir haben unsere Leser schon öfter auf diese vortreffliche, mit Geischt redigirte Jugendzeitung aufmerksam gemacht und empfehlen den Eltern musikalisch begabter Kinder, sowie Lehrern und Lehrerinnen heute von Neuem, sich eine Probenummer kommen zu lassen, welche der Belegter Carl Gröninger in Stuttgart gratis und franco übersendet.

— Charlotte Wolter, der großen dahingegangenen Tragödin, widmet A. Bittelheim im jüngsten (22.) Heft der illustrierten Halbmonatschrift „Vom Fels zum Meer“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) einen warmen Nachruf, der von einer Reihe trefflicher Illustrationen begleitet ist. Außer den Bildnissen, die uns die Künstlerin in ihrem Heim, sowie in ihren Hauptrollen zeigen, verdient namentlich eine Reproduktion des Gemäldes von K. Matich, das sie im klassischen Gewand der Sappho darstellt, höchste Bewunderung. Von dem weiteren Inhalt seien hier erwähnt die Artikel: Das diamantene Jubiläum der Königin Viktoria von E. F. Dewey mit dem wohl gelungenen Porträt der greisen Jubilarin, „Konstanz am Bodensee“ von K. v. Arx mit neun Ansichten der ehrwürdigen Konzilstadt und der mit zahlreichen Bildern und Studien des Künstlers geschmückte Essay über Eugen Bracht, den berühmten Berliner Landschaftler, aus der Feder seines Kollegen Karl Langhammer. Dem Unterhaltungsbedürfnis im besten Sinne dienen der Roman „Alltagsleute“ von W. Meyer-Förster, die Novelle „Blöhm contra Blöhm“ von Luise Schend und eine Humoreske von Victor Blütigen, „Mein theurer Jugendfreund“. Was auch bei diesem Heft wieder sofort ins Auge fällt, das ist der überaus reiche Bilderreichtum, der durch feine technische Ausführung, wie durch geschmackvolle Verteilung dieser Zeitschrift den Stempel vornehmer Eleganz ausdrückt. Wir wollen hier nur die Kunstblätter „Doppeltes Spiel“ von A. Beer, „Am Meeresstrand“, Originalaufnahme von S. Brandt, und „Willkommene Gäste“ von M. Wachsmuth anführen und zum Schluß noch kurz des Sammlers gedenken, der in Wort und Bild der Tagesgeschichte in ihren verschiedensten Ereignissen mit überraschender Schnelligkeit zu folgen weiß.

461  
den  
künft  
Du  
lang  
Reine  
worke  
mir  
Sch  
etwas  
blücker  
Gott  
will  
gählt  
vortr  
nicht  
den  
ich  
nur  
müß  
schrei  
Hof  
Raffe  
Dieil  
und  
bei  
und  
Böra  
alte  
ihn  
könn  
nur  
nicht  
Trick  
beten  
Wort

